

(Nachdruck verboten.)

84

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cefhond.

Er sah die Zukunft in lachendsten Farben und schritt frohmuth durch den Tilbal'schen Laden, um sich sofort in das Hinterzimmer zu begeben. Er fand die ganze Familie um den Tisch versammelt, zwar wunderte er sich nicht wenig, daß sie alle so verstört und kleinlaut dreinschaute, aber ehe er noch nach dem Grunde der Verstimmung fragen konnte, hatte ihm Tilbal nach dem Laden gezogen und begann, nachdem er sich verlegen geräuspert hatte: „Ja, Herr Lorli, wir haben uns wohl oder übel zur Auswanderung entschließen müssen, wir wollen nach Buenos Aires!“

Laurent glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. „Aber, lieber Vincent, machen Sie doch keine faulen Witze!“

„Nein, es ist mir heiliger Ernst! Ich habe schon heute morgen bei Herrn Vésard meine Passage bezahlt. Wir müssen bald ans Abschiednehmen denken. Seit Monaten geht mir die Sache schon im Kopf herum. Hier ist für uns nichts mehr zu holen. Mit dem Geschäft geht's immer weiter zurück, wir können kaum noch das bißchen Brot verdienen.“

Mit diesen „Nummern“, die die Matrosen beim Einlaufen in die Schelde abfangen, um die betrunkenen, willenlosen Burtschen in ihre Lasterhöhlen zu verschleppen und sie dort schamlos auszuplündern, kann der kleine Geschäftsmann nicht konkurrieren, wenn er nicht zu ihren verworfenen Geschäftsniffen seine Zuflucht nehmen will. Und ehe ich das thue, will ich lieber gleich der Verbrecherzunft beitreten.

Und um das Unglück voll zu machen, hat man jetzt auch noch mit Dampf betriebene Lichterschiffe eingeführt, sodas ich mein Boot als Brennholz verkaufen kann. Und was soll erst gar aus unseren Söhnen werden? Unsere großen Handelshäuser beschäftigen ja fast nur noch deutsche Volontärs. Die Herren Daelmans, Deynze und Bergmans, die noch ein Herz für ihre Landsleute haben, können allein alle die Arbeitsuchenden nicht beschäftigen. So geht's eben nicht weiter! Und deshalb haben wir beschlossen, anderwärts unser Glück zu versuchen; gelingt's uns dort auch nicht, dann haben wir wenigstens alles versucht, uns ehrlich durchzuschlagen.“

Tilbal erleichterte sein Herz durch einen kräftigen Fluch.

„Nein, nein!“ rief Laurent. „Sie werden hübsch hier bleiben, lieber Freund. Jetzt freue ich mich doppelt, daß mich der Zufall gerade heute hierher geführt hat. Seit heute bin ich ein reicher Mann, Verehrter. Ich besitze mehr als genug, um Ihnen und den Ihrigen zu Hilfe zu kommen. Ich habe hier mehr als dreißigttausend Franks, die ich Ihnen zur Verfügung stelle. An meiner Freundschaft haben Sie doch hoffentlich nie gezweifelt, thun Sie mir also den Gefallen und hören Sie mit der Laementirerei auf. Und wenn es Ihnen peinlich ist, von einem Freunde Geld zu nehmen, so werden Sie doch sicher dem Sohn — Sista hat mich ja immer als ihren ältesten Sohn betrachtet — oder, wenn es Ihnen lieber ist, dem Schwiegerjohn gestatten, Ihnen zu helfen. . . Vincent, ich bin eigentlich gekommen, Sie um Henriettens Hand zu bitten. . .“

Tilbal zog den jungen Mann an sich und sah ihm lange in die Augen.

„Besten Dank, Herr Laurent! Ihr Anerbieten rührt mich nicht weniger als Ihr Antrag, denn wir leider nicht Folge geben können. Meine Frau ist sich seit langem schon über Henriettens Gefühle im Klaren und hat es an Mühe nicht fehlen lassen, diese aussichtslose Neigung, die in dem Herzen meines Kindes aufkeimte, zu bekämpfen. Ja, ich will ganz offen sein: diese Liebe wurde für uns ein Grund mehr, unsere Abreise zu beschleunigen. . . Es thut uns allen hier eine Luftveränderung noth. . . Ich kann mir nochmals wiederholen, Herr Laurent, daß diese Heirath ein Ding der Unmöglichkeit ist. Selbst wenn ich zustimmte, würde meine Frau nie und nimmer dazwischen willigen. Sie kennen unsere Sista noch nicht. Sie hat über alle diese Dinge ihre ganz eigenen, unerschütterlichen Ansichten; wenn sie einmal sagt, das ist weiß und das ist schwarz, dann können Sie das Blau vom Himmel herunterreden, ohne sie zu überzeugen. Sie sind jung,

Herr Laurent, Sie sind wohlhabend, besitzen eine gediegene Bildung und haben alle Aussicht, noch einmal ein hübsches Stück Geld von reichen Verwandten zu erben. Sie haben also allen Anspruch, eine Parthie zu machen, die Ihres Vermögens und Ihrer Erziehung würdig ist. . . Und was würde denn auch Ihre vornehme Familie dazu sagen? Man würde doch zweifellos Sista den Vorwurf machen, daß sie Ihnen ihre Tochter aufgedrängt hat und sie als Intrigantinnen und elenden Eindringling über die Mäsel ansehen. . .“

„Nun hören Sie aber auf!“ rief Laurent. „Nehmen Sie doch Verunft an, Vincent! Um meine vornehme Verwandtschaft schere ich mich keinen Pfifferling! Schade, daß Sie nicht mit ansehen konnten, wie mich Herr Dobouziez eben abgefertigt hat. Alter und Mißerfolge haben den Mann nicht liebenswürdiger gemacht. Ich gehöre nicht mehr zu diesen Leuten, ich schulde ihnen nichts und habe das letzte schwache Band, das uns noch zusammenhielt, zerrißen. Und dieser Verwandtschaft, die mich verleugnet, soll ich mein Herzenglied opfern? Das ist doch nicht Ihr Ernst, Vincent? Nein, Sista wird gewiß vernünftiger sein. . .“

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Laurent! Es hat gar keinen Zweck, und es ist besser, Sista das Peinliche zu ersparen, für meine Weigerung noch gewichtigere Gründe anzuführen.“

„Meinetwegen! Aber wenn Sie auch ein falsches Ehrgefühl hindert, mich als Schwiegerjohn zu akzeptiren, mich, der ich Henriette auf den Händen getragen hätte, dann liegt doch immer noch kein Grund vor, mein Geld zu nehmen und die Auswanderungspläne aufzugeben.“

„Nochmals besten Dank, Herr Laurent! Aber wir brauchen ganz und gar nichts. . . Ich muß Ihnen noch sagen, daß Ihr guter Freund Jan Vingerhout, der „Baes“ der „Amerika“, uns begleitet. Er hat sein bißchen Hab und Gut zu Gelde gemacht und will in einem anderen Amerika sein Glück versuchen.“

„Ach, nun ist mir alles klar!“ fuhr Laurent auf. „Das ist der Schwiegerjohn, den Sie für Henriette im Auge haben. . .“

„Ja, freilich! Weshalb sollt ich's leugnen? Jan ist unerserglichen und ein braver Kerl, den Sie zu allererst gewürdigt haben. . . Ja, Herr Paribael, ich möchte Sie sogar um einen großen Dienst bitten. Unser Freund hat keine Ahnung davon, daß Henriette Ihnen gut ist, thun Sie mir den Gefallen und sorgen Sie dafür, daß ihm die Sache auch fernerhin verborgen bleibt. . .“

„Nein, das ist zu viel verlangt!“ unterbrach ihn Laurent. „Am Ende wünschen Sie noch, daß ich mich, um die Durchführung ihrer Pläne zu ermöglichen, von Henriette hassen liebe!“ Und innerlich dachte er „zu arm für Gina und zu reich für Henriette“. Damo fuhr er bitter fort: „Mein lieber Tilbal, Ihr seid in Antwerpen alle dieselben! Bei Euch gilt einzig und allein nur die Geldfrage. Mein würdiger Vetter Dobouziez würde Ihnen rücksichtslos recht geben. Gefühlsleben und Herzenssachen existiren für Euch nicht, es wird alles nur von dem Standpunkt des Krämers betrachtet! Das Gold allein trennt oder vereint! Ihr alle habt an Stelle des Herzens eine Sparbüchse. Ich hält' mir's nicht träumen lassen, daß die Tilbal's nicht besser wie die andern wären! Bin ich denn immer und ewig dazu verurtheilt, allein und unverstanden zu bleiben? Soll ich stets als Ausgestoßener bei Seite stehen, dem nie ein gleichgesinnter Freund begegnet?“

Das bittere Weh, das ihn schon seit dem Morgen bedrückte, stieg heiß in ihm auf; er sank auf einen Stuhl, barg den Kopf in die Hände und schluchzte wie ein Kind.

Der Stimmentarm hatte Sista herbeigelockt, sie hatte, an der Thür stehend, Laurent's letzte Worte mit angehört. Jetzt trat sie heran und suchte den Weinenden durch mütterliche Zusprache zu beruhigen.

„Nein so etwas! So von uns zu sprechen! Lieber Laurent! Sie werden doch nicht im Zorn von uns scheiden! Vor unserer Abreise werden wir uns noch einmal aussprechen, aber heute nicht, Sie sind zu aufgereggt. Und vielleicht gelingt es mir dann auch, Ihnen über Ihre eigenen Gefühle die Augen zu öffnen.“

Der ernste Ton, in dem die treffliche Frau die paar

Worte sprach, machte auf Laurent einen solchen Eindruck, daß er seine Aufwallung niederzukämpfen vermochte, er wechselte mit den beiden noch einige gleichgiltige Worte und ging dann in das Hinterzimmer, um von den Kindern Abschied zu nehmen.

Nach einigen Tagen fand er sich wieder bei den Tilba's ein. Siska war mitten im Paden und mit den Vorbereitungen für die Abreise beschäftigt. Als sie Laurent um die versprochene Erklärung bat, unterbrach sie ihre Thätigkeit, sah den jungen Mann mit einem laugen prüfenden Blick in die Augen und sagte: „Ich wollte Ihnen nur sagen, Laurent, daß sie Henriette nie geliebt haben!“

Laurent versuchte vergeblich zu protestiren, die klaren durchdringenden Augen der Frau, die fest auf ihn gerichtet waren, brachten ihn immer mehr in Verwirrung; er erröthete und sah schweigend zu Boden.

„Nein, Sie lieben Henriette nicht,“ fuhr Siska fort, „weil Ihr Herz einer anderen gehört. Und ich will Ihnen auch gleich sagen, wer diese Andere ist: es ist Ihre Kousine Gina, die jetzige Frau Béjard! Habe ich recht? Ihre Verwirrung, wenn von Frau Béjard gesprochen wird, die Scheu, vor uns ihren Namen zu nennen, mußten Ihr wohlgeheutes Geheimniß jedem verrathen. Ja, auch Henriette hat zuletzt geahnt, für wen eigentlich Ihr Herz schlug. . . . Ich will gerne zugeben, daß Sie unserem Kinde gut sind und daß Sie in Ihrem Edelmuthe auch ganz geneigt sind, die Kleine zu heirathen. Aber im Grunde Ihres Herzens hätten sie stets der Andern den Vorzug gegeben, und weder Sie noch Ihre Frau hätten das Glück gefunden, das Sie beide verdienen. . . . Als meine Tochter zu ahnen begann, daß Sie Frau Béjard lieben, habe ich das Meinige gethan, um ihr vollends die Augen zu öffnen, und es ist mir ja auch so ziemlich gelungen, sie von ihrer Liebe zu heilen. . . . Ich müßte übrigens lügen, wenn ich sagen wollte, daß die Heilung leicht gewesen wäre. . . . Wenn Sie mir schwören, Laurent, daß Sie Henriette wirklich lieben und daß sie die Erbtorene Ihres Herzens und Ihrer Sinne ist, bin ich auch jetzt noch bereit, sie Ihnen zur Frau zu geben! Wenn ich anders handeln wollte, würde ich Ihnen und ihr eine schlechte Mutter sein. . . .“

Statt aller Antwort fiel Laurent seiner helläugigen Freundin um den Hals und berichtete ihr all seinen Kummer und seine widerspruchsvollen Neigungen.

XXI.

Béjard, Saint-Jardier und Vera Pinto hatten den Augenblick gut abgepaßt, ihren Handel mit Menschenfleisch, mit Eisenbein, wie Fuchskopf sagte, zu eröffnen. In ihren Bureaus schob und drängte sich beständig die Schaar der Auswanderer. Saint-Jardier thronte dort in seiner Größe und hielt die Herde der armen Teufel in strenger Zucht und Ordnung. Auch war es seiner Sorge überlassen, die Auswanderungsagenten ins Land zu schicken und das Menschenmaterial herauszuschaffen.

Von Irland ausgehend, hatte sich das Auswanderungsfieber über Rußland, Deutschland und Nord-Frankreich verbreitet. Tausende von Fremden waren schon hinausgezogen, ehe Belgien von der Seuche ergriffen wurde. Die Ersten, die sich dem allgemeinen Zuge angeschlossen, waren die Arbeiter aus der Borinage und dem Kohlenbecken von Charleroi, die Grubenleute, die sich um kärglichen Tageslohn unter der Erde abquälten, die die Härte kapitalistischer Ausbeuter, Arbeitseinstellung und Ausstände müde machen, und denen die Kugeln der Soldaten den Rest geben, wenn sie die schlagenden Wetter gütig verschonen.

Nach den Ballonen kamen die Flamländer an die Reihe. Genter Weber und Spinner, denen der Staub die Lungen zerstört hatte, schnürten ihr armseliges Bündel und zogen nach Amerika, wie vor Jahrhunderten ihre Vorfahren nach England ausgewandert waren. Und endlich wurde auch Antwerpen in Mitleidenschaft gezogen. Lange genug hatten die schwerfälligen, wie die Lastthiere arbeitenden Uferbewohner die Büge der Auswanderer an sich vorüberziehen sehen, ehe sie sich von dem Beispiel anstecken ließen.

Wenn früher einer die Heimath verließ, so war das ein Ereigniß, das die ganze Gemeinde in Aufregung versetzte. Man sah in solchem Beginnen die unüberlegte Handlung eines Abtrünnigen und Entarteten. Es waren zumeist solche Leute, die überall entlassen waren und die in der Unmöglichkeit, Arbeit zu finden, nichts weiter anzufangen wußten, als sich als Freiwillige für die Armee in Holländisch-Indien anwerben zu lassen. Das war jetzt anders geworden, wo auch

die guten Elemente der Bevölkerung sich zur Auswanderung entschlossen. Zu Hunderten flohen sie wie vor einer Ueberfluthung.

Städter und Landleute vom Ufer der Schelde, von den Sanddünen der Kampine, Polderbauern und Besenbinder aus der Brugère. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Selten ist auf Wesen und Geistesrichtung einer Stadt so wenig Bedacht genommen worden, als in den jüngst vergangenen Jahren auf Berlin. Ginge es nach unseren Festlichkeits-Meinern, wir sämen aus Lustbarkeiten und Illuminationen nicht heraus; und Alles in Allem herricht in unserer rauhen Stadt der Arbeit durchaus nicht der Gang zu Feierlichkeiten; weder zu denen, die in getragener Ernst verlangen, noch zu den Lustbarkeiten, bei denen eine harmlose Volksmenge sich zur froh bewegten Staffage hergiebt. Trotzdem werden die „festlichen Macher“ nicht müde, Berlin immer wieder zum Schauplatz frostiger Feierlichkeiten umzuwandeln. Wir haben erlebt, wie die mannigfachen Gedankfeste an den Krieg von 1870 stets uniformer verliefen, wie sich die Mehrheit der Bevölkerung kühl verhielt. Das schreckt aber hyperloyale Profitjäger nicht. Sie wollen Byzantinismus und Geschäft derart innig verbinden, daß man den erlichen Monarchisten gerne glauben darf, sie empfänden Unwillen über diese vordringlichen Machenschaften.

Selbst in allen Außerlichkeiten und rein ästhetisch betrachtet waren die Jubelfeste Berlins innerlich kühl. Man weiß, wie bei unmittelbaren, spontanen Freudeausbrüchen die Einbildungskraft der Menschen rege wird. Die Lust belebt hier in der That. Originelle Gedanken wachen auf. Eine Mannigfaltigkeit im Kleinen selbst kann sich hervorthun. Bei Festlichkeiten, die eine Volksgemeinschaft nicht einheitlich bewegen, die ähnlich geplant werden, wie die Illumination nach der Palästina-Fahrt geplant war, schweigt auch der erfinderische Geist. Das geht seinen üblichen, schleppenden Gang. Selbst aus der fruchtbaren, verhältnißmäßig jungen Kraft der elektrischen Beleuchtung weiß man kaum etwelche neue Wirkungen zu schaffen; und unsere Künstlerschaft wartet vergebens auf dekorative Aufgaben. Man bleibt bei den bewährten Motiven. Der Hurrapatriotismus liebt in der Regel die Sparjamkeit.

Es hat mit dem Festeszauber in den Großstädten im allgemeinen und gewiß nicht bloß in Berlin seine besondere Bewandniß. Berlin kennt die Traditionen älterer Kulturstädte nicht. Es ist im hastigen Vorwärtstreben eine erste Industriestadt geworden. Hast ist hier das Merkmal der Thätigkeit wie des Gemüthes. Oft wurde es von Fremden schon beobachtet, daß die typische Erscheinung des Straßenslaneurs, der gemächlich dahin schlendert, sich bei uns kaum entwickelt habe. Das eigentlich beschauliche Kaffeehausleben findet man hier nur vereinzelt vor. Aber auch anderswo haben die Entwicklungsgesetze der modernen Großstadt das Wesen traditioneller Feierlichkeiten verschoben und verändert. Das reicht bis zu den Volksbelustigungen herab.

Mit einem Wort: es sind die einheitlichen Stimmungen durchbrochen. Wie man sich immer anstrengt, sie wiederherzustellen, es bleibt Fliedwerl. Die Bevölkerung der Großstädte wird nicht mehr im alten Maß vom Einheitsbewußtsein durchdrungen. Klaffengegenätze gab es vordem auch. Nur waren sie dem Proletarier nicht so deutlich geworden. Man fragte nicht so bestimmt: Feiert ihr eure Feste, was geht das uns an? Euere Welt ist nicht die unsere mehr. Auch fluktuiert die moderne, großstädtische Bevölkerung zu rasch. Viele Kreise werden nomadisch von Arbeitsstätte zu Arbeitsstätte getrieben. Das giebt eine Zwiespältigkeit, die vordem im ähnlichen Sinne unbekannt war.

Man braucht sich ja nur umzusehen und man sieht aller Orten das traditionelle Festesbegehren, bei dem ein einziges Fluidum, eine einzig belebende Kraft eine Gesamtbevölkerung zu erfüllen schien, bald langflamer, bald schneller verschwinden. Nicht einmal Paris, die Freudenstadt der luxuriösen Welt, macht eine Ausnahme. Es „etabliert“ gewissermaßen mit den oft wiederkehrenden Weltausstellungen eine kolossale Schau- und Vergnügungsstätte für die Fremden. Der Pariser Bourgeois weiß den Goldstrom aus der Provinz und aus dem Ausland zu schätzen. Er übernimmt die Unannehmlichkeiten, die dem Gastgeber auferlegt sind und macht seine Honneurs. Aber ihm selber fällt es nicht ein, sich irgendwie im Jubel selbst zu übernehmen und zu herauschen. Er bleibt der vorsorgliche Arrangeur und ist im übrigen ein ganz kühler Rechner.

In alten italienischen Städten, in Rom und in Venedig sucht man den verschlafenen, winterlichen Karneval frisch zu galbanisieren. Gewiß, man giebt sich alle Mühe; man beruft sich auf alte Leberlieferung. Man beschwört die guten Leute, nur ja recht lustig zu sein. Man behängt Harleins mit Plüster und bezahlt sie, daß sie Leben in die Menge bringen. Indessen kann man alljährlich die typisch wiederkehrende Beilage vernehmen: Es ist aus und vorüber. Der öffentliche Karneval wird immer fadenscheiniger. Die Signori, die Vornehmen, ziehen sich zurück; das Spettakel für die Fremden besorgt der Pöbel und dieser Pöbel ist so verroht, ach! so verroht!

In Wahrheit ist „das Volk“ nicht verroht, wie die jeweiligen Jeremiaffe angeben. Dem Lumpenproletarier ist das Arrangement zur „Hebung der Fremden-Industrie“ ein willkommenes Anlaß zu jeglichem Nadau; und das arbeitende Volk kann nicht in naiver Genussfreude, in völliger Freiheit sich ergehen. Es ist arm, überarbeitet, bedrückt; es nimmt den übervollen Korb der

Sorgen mit auf den Markt der Freude. Wo soll da alte, freie, herzliche Anmuth sich entwickeln. Der römische Sklave, wenn er Saturnalien feierte, konnte ungezwungener dem Karneval fröhnen, als der Lohnsklave im heutigen Rom. Für ihn hatte das Fest noch lebendige, sinnbildliche Bedeutung. Es hatte für ihn ethische und körperliche Weisheit. Es war nur ein Taumel inmitten der Sklaverei, aber es war ein Freiheitsstaumel. Der Knecht hatte die Empfindung, einmal doch nicht als bloße Staffage für die Feste der Andern zu dienen.

Im Sprichwörtlich gemüthlichen, beinahe phlegmatisch duldsamen Wien ist man ähnlich bemüht, traditionellen Festeszauber aufrecht zu erhalten oder neu zu beleben. Eine schmeichlerische Presse hegt und nährt alle „gemüthlichen Instinkte“. Jede Korsosfahrt wird zum volksbewegenden Ereigniß. Jede unruhig-hysterische, ruhmsüchtige Aristokratin wird zur Wohlthäterin von Groß-Wien aufgebauht. Glende, verblödete Volksjäger des Bretetts preisen sie als den guten „Schutzengel“. Und doch kommt man alles in allem nicht über die „Hez“ in beschränkten Kreisen heraus. Der Begriff weiter Volksthümlichkeit fehlt. Seit ein paar Jahren ist die Unternehmung „Benedig in Wien“ das „Volksthümlichste“, was man in der Donaustadt lenkt. Es hat ganz anders Wurzel gefaßt, als in Berlin.

„Hohe Herrschaften“ haben dort ihre Stammpfläze. Der „Prater“ wurde wieder einmal gehoben. Der erste Minister des Landes, Graf Thun, war an jedem Sommerabend draußen und betheiligte sich an der neuesten Wienerischen „Gaude“. Man bewirft sich mit buntfarbigem, in Spiralförmig geschnittenen Papierstücken und ähnlichem Zeug. Graf Thun war so eifrig darin, als gälte es die Verhöhnung der Völker Oesterreichs herbeizuführen. Täglich war von diesem ernststen Staatsmann zu lesen, wie er das festliche Wien ehrte. Devote Fialerlutscher Klatschen vor Wonne in die Hände und sangen „A so a Hez war no nit do!“ Aber es blieb bei alledem nur „a Hez“. Wird der Philister sentimental, dann stimmt er wieder seine weinerliche Jeremiade an: vorbei ist's mit der alten Gemüthlichkeit.

Selbst wo die moderne großstädtische Entwicklung noch nicht in so schneller Ganganart vorgeritten ist, wo noch ein erheblicher Grundstock der städtischen Bürgerchaft in konservativen Bräuchen lebt, begegnet man der gleichen sentimentalischen Anschauung: Mit der früheren Gemüthlichkeit, die an Volksestagen eine ganze Stadtbevölkerung zu einer fröhlich-naiven Einigkeit zusammenschweißte, geht es zur Reige. Schon beginnt man sich selber zu ironisiren. So ist's in München mit dem Oktoberfest. Noch ist der Durst der alte geblieben, noch qualmt der Rauch von Herings- und Würstbratereien weiter, noch lagert es über dem Ganzen, wie von flebrigem Bierdämpfen: Aber der selbstgenügsame Geist sei nicht mehr da, wie früher. So hört man die berufenen Hüter alter Freuden jammern. Auch hier kommt man zum absichtlichen Arrangement. Schon hat man die Festwiese mit Leuten bevölkert, die in künstlich erhaltenen Volkstrachten auftauchen. Das war also schon ein Stück Komödienpiel, und mit der naiven Hingabe an die festliche Laune nimmt's dann allgemach ein Ende.

Die Feste sind eben ein intimes Ausdrucksmittel sozialer Organisationen. Könnte man sich im heutigen Berlin etwa einen „Stralauer Fischzug“ vorstellen, an dem der Hof theilnähme, wie etwa die Gutsherrschaft in patriarchalischen Zeiten am Rautentanz ihrer Gutsinassen theilgenommen hat? Unter veränderten Gesellschaftsbedingungen verlieren selbst die traditionellen Feste ganz alter Kulturstätten ihren Inhalt. Man sucht ihnen neuen Athem einzubringen. Aber man erhält sie doch nur in halb mumifizirter Gestalt. Der Schein des Früheren freilich ist gewahrt.

Bei den völlig erzwungenen, überhäufigen Lokalitätsfesten in Berlin fehlt selbst dieser Lebenschein. Man wecht die Ironie der Massen, statt der Feierlichkeit. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

10. Eine wichtige Keilschrift-Üebersetzung befindet sich für die „Asiologische Bibliothek“ gegenwärtig bei einer Leipziger Buchhandlung im Drude. Der Verfasser ist Professor James Craig von der Universität Michigan, der seine Sommerferien im Britischen Museum in London zubrachte, um die astrologisch-astronomischen Tafeln der Kujundzil-(Nimveh)-Sammlung zu studiren, die unter dem Namen „Erleuchtung des Vell“ bekannt sind. Dies ist die wichtigste Reihe unverbarbeiteter Keilschrifttexte des britischen Museums und in vieler Hinsicht die wichtigste aller in der Sammlung vorhandenen überhaupt. Die vollendete Uebersetzung wird etwa 130 Tafeln umfassen. —

— Weiter Ost. Mit der Vermessung einer Linie quer durch das ganze Festland der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist eine wichtige und große Arbeit in den letzten Monaten zum Abschluß gekommen. Am 3. März 1871 faßte der Kongreß den Beschluß, eine geodätische Verbindung zwischen der Küste am Atlantischen und Stillen Weltmeer herzustellen. Die Arbeiten wurden bald darauf in Angriff genommen, und jetzt ist diese Linie vollendet und kauft vom Kap May-Leuchtturm auf der äußersten Spitze von New-Jersey bis zum Point Arena-Leuchtturm in Kalifornien und hat eine Länge von 2625,6 englischen Meilen. Anfang und Endpunkt liegen bis auf wenige Meilen Unterschied in derselben Breite. Ueber Berg und Thal mußte natürlich die Linie vermessen werden, und vier ihrer Punkte liegen in einer Meereshöhe von über 14 000 Fuß und 20 über

10 000 Fuß. Interessant sind nun die Sehweiten, die bei den Vermessungen im Gebirge erreicht wurden. Die längste Sehnlinie, die in der Geschichte der Landesmessung wohl einzig dastehen dürfte, war die vom Unconipahare Peak in 14 300 Fuß Meereshöhe bis zum Mount Ellen, der 11 300 Fuß hoch ist, beide im Felsengebirge. Die Länge dieser Sicht erreichte 188 englische Meilen, das sind fast 300 Kilometer, etwa so weit wie von Berlin nach Kiel oder Vornholm, oder vom Montblanc bis nach Straßburg oder vom Brocken bis nach Köln. Ueber 20 Mal wurden Strecken von mehr als 160 Kilometer Länge gesichtet, also Strecken, die von Berlin bis nach Dresden reichen. —

Musik.

„Don Quigote“. Eine musikalische Tragikomödie in 3 Aufzügen. Dichtung und Musik von Wilhelm Kienzl. Erste Aufführung im Opernhaus Freitag, 18. November. — Der spanische Dichter Cervantes, Shakespeare's älterer Zeitgenosse, hat in seinem Roman „Der sinnreiche Junker Don Quigote von der Mancha“ (zuerst 1604 — die Aussprache ist Don Quichote) von dem Gegensatz zwischen Einbildungen und ganz besonders von der Lächerlichkeit eines Weiterspinnens vergangener Erscheinungen Bilder vor uns entfalt, die ihren Platz nicht nur in der Geschichte der Weltliteratur, sondern auch in der Erinnerung eines jeden Lesefreundes festhalten. Wer hat sich an den tragikomischen Streichen des fahrenden Ritters und an seinem prosaischen Widerspiel, dem „Schilddnappen Sancho Panza, aber auch an all der sonstigen blühenden und glühenden Fülle von Abenteuern und Liebeschmerzen dieses echt epischen Wertes nicht von jung auf herzlichst gefreut!

Darauf ein musikalisches Kunstwerk aufzubauen, lag nahe genug. Rubinstein hat es gethan, ohne besonderen Erfolg. Der Komponist von „Zill Eulenspiegel's lustigen Streichen“, Richard Strauß, hat nun auch (op. 35) einen „Don Quigote, phantastische Variationen über ein Thema ritterlichen Charakters“ komponirt, den wir am 5. Dezember zu hören bekommen werden. Neben diesen zwei Konzertwerken sind zwei Ballette zu erwähnen, die 1798 bis 1807 und 1839 bis 1858 in der Berliner Oper häufig gegeben wurden. Und nun hat Wilhelm Kienzl, der Musikgelehrte und Komponist von Opern „L'égèrer factur“, wie sie Niemand so hübsch sein kennzeichnet, eine Dichtung und Musik für die Bühne gemacht, sein op. 50. Es ist wahrhaft eine musikalische Tragikomödie geworden, ergreifend, wie nicht bald ein derartiger Fall zu denken ist — allerdings in einem der Absicht des Dichterkomponisten ganz entgegengesetztem Sinne.

Cervantes hatte ein episches Meisterwerk geschaffen, so episch, als nur überhaupt jene erzählungsreiche Zeit es schaffen ließ. Daß Kienzl diesen geradezu krassen Fall von dramatischer Ungeeignetheit überhaupt nicht durchschaute, ist sein erstes Stück Tragikomödie. Sein zweites Stück einer solchen ist, daß er speziell nicht erkannte, wie sehr dieses Werk mit seinem ideal-grotesken Inhalt auf das einer Lesepoesie eigene Maß von Abstraktheit angewiesen ist und seinen Geist völlig verliert, sobald es ins Sichtbare gezogen wird. Und sein drittes Stück Tragikomödie war, daß er, der Verfasser einer tüchtigen Doktorchrift über „die musikalische Deklamation“, der Musiker, der so gut zu deklamiren, zu charakterisiren und zu rühren versteht, sich ein noch höheres Können zutraute, die Kraft, eine Tragikomödie von der Höhe eines Cervantes zu schaffen.

Eine Kunstform, die uns speziell die heikle Aufgabe giebt, durch das Ohr und ohne das Auge zu einer Vorstellung von dichterischem Inhalt zu gelangen: die Programmmusik, kann sich mit jenem so eigenartig abstrakten Gegenstand ganz wohl abfinden. Das hat Richard Strauß erkannt, als er seinen „Don Quigote“ schuf. Er hat in dieser Erkenntniß auch eingesehen, daß es sich um ein bunt varirtes Thema, aber um keine stetige Entwicklung eines Themas handelt, und hat sich daran gehalten. Er besitzt endlich oder erstlich eine reiche musikalische Erfindungsgabe. Welcher Gegenfatz schon, wenn man die Motive des einen und des anderen Komponisten vergleicht, und wenn man merkt, wie Strauß zumeist den Ideen- und Gefühlsgehalt der Dichtung, Kienzl zumeist das Äußere daran darstellt! Bei Cervantes und Strauß rennt der Held gegen die bestehende Welt an, bei Kienzl lassen ihn Spahnmacher anrennen. Dort das Spiel, das sich aus fundamentalen Gegensätzen ergibt, hier die Poffen, die man mit einem bedauerenswerthen Sonderling treibt. Dort eine große Geisteswelt, hier das Philisteramüsement, wie auf der Regelbahn im „Evangelimann“ mit dem Schneider Zitterbart. Das hat der Komponist durch zwei lange Akte hindurchgeführt mit dem Aufgebot eines Zirkus.

Und nun auf dieser Basis der dritte Akt, eine rührende musikalische Klage um den Fall einer Größe, die uns so gar nicht anschaulich gemacht war, ein Aufgebot sehnlichster Motive und ihrer kunstvollen Verarbeitung für eine künstlerisch verlorene Sache. „Zu Deinem Heil und dem der Deinen, Sollst Du nun sein und nicht mehr scheinen.“ Wie der Erfolg der Aufführung den Dichterkomponisten schon nach dem ersten Akt dreimal herbortreten ließ; wie dann am Schluß ein fortwährendes Hervorrufen stattfand; wie der Schöpfer des Werkes sich im Innern sagen durfte, daß er für seine Ideen redlich gearbeitet, und sich doch nicht zu sagen vermochte, daß er in einer eingebildeten Welt gearbeitet hat; wie das Publikum nicht ahnte, daß es unabsichtlich that, was die Spahnmacher im Stück mit ihrem Opfer thun: das anzusehen, war eine der ergreifendsten Tragiken, die sich in der Geschichte der redenden Künfte abspielen konnten.

Sir all' das nun eine Fülle darstellerischer Leistungen, bei der es wahrlich nichts mehr zu besagen hat, ob dies oder jenes besser war, ob dieser oder jener Sänger unruhige Töne hatte u. s. w. Herr Vieban's „Sancho Panza“ ist ein musterhafter Beweis für die Möglichkeit, selbst in dieser Fossewelt einen wirklichen Menschen zu verkörpern, ohne den geringsten Versuch billiger Komik. Herr Pulz hatte wohl keine Schuld, daß sein „Don Quixote“ mehr ein Ged als ein Phantast werden mußte, und hatte redlichen Antheil an dem, was es im letzten Akt echtes gab. Die Herren Krassa und Bachmann als „Don Clavijo“ und „Carrasco“ gaben Rollen, in denen namentlich die Nachahmung weiblicher Stimmen schwierige Gesangskünste verlangte. Frau Herzog als „Herzogin“ sang und spielte mit einer prächtigen Frische, und Fr. Dietrich war, um von den übrigen schauspielerischen Leistungen nur eben noch ein Beispiel zu nennen, eine treffliche „Maritornes“.

Noch wären zahlreiche Helfer des Erfolges zu rühmen: Regie, Dekoration, Maschinerie, Ballet und vor allem die Orchesterleitung Dr. Müd's haben hier im großen ganzen beigetragen, was sich der Autor nur immer wünschen konnte; einzelne Ungeschicklichkeiten der Beleuchtung und eine solche Sinnwidrigkeit wie die, daß Don Quixote's Traumbilder hinter seinem Rücken erscheinen, ändern nun einmal an dem Gesamtwert eines derartigen Theaterabends von heute nichts Wesentliches. Was im Stück Carrasco zu Mercedes sagt, läßt sich mit einer kleinen Textänderung jedem der Mitwirkenden als Dank zurechnen:

„Auch du hast mich gelehrt mit schöner Sorge
Das Mitleid, das sein hoher Sinn verdient.“ — sz.

Archäologisches.

— Neue ägyptische Kunde kündigt der letzte archäologische Bericht des Egypt Exploration Fund an, über die im nächsten Bande der Veröffentlichungen dieser Gesellschaft im einzelnen Aufschlüsse folgen werden. Es handelt sich dabei hauptsächlich um griechische Handschriften, die in Oxyrhynchus entdeckt wurden. Unter den klassischen Fragmenten ist ein beträchtliches Stück von Menander zu erwähnen. Dazu kommen frühe Bruchstücke von Euripides, Plato, Thucydides, Demosthenes und Xenophon und eine Pergamentrolle, enthaltend fast 300 Verse aus dem fünften Buche der Ilias. Der Band wird auch Bruchstücke des Evangeliums Johannis aus dem 3. Jahrhundert, aus Paulus 1. Korintherbriefe und aus einem apokryphen Evangelium enthalten.

Medizinisches.

1. Neue Erfahrungen mit Röntgen-Strahlen gegen Hauttuberkulose (Lupus) sind von einer größeren Zahl von Ärzten in Wien gemacht worden. Zunächst beschäftigte sich mit diesem wichtigen Gegenstande die Gesellschaft der Ärzte in ihrer letzten Sitzung. Dr. Schiffl stellte eine Kranke vor, bei der eine ausgebehnte Hauttuberkulose erfolgreich mit Röntgen'schen Strahlen behandelt worden war. Ursprünglich erstreckte sich die Krankheit auf fast die ganze linke Gesichtshälfte, und auch auf der rechten Wange war bereits eine Stelle von Lupus befallen. Zunächst wurde nur die linke Gesichtseite zwei Monate lang stark mit Röntgen-Strahlen bestrahlt, und nach dieser Zeit war die Haut bis auf eine einzige Stelle von der Größe einer Medaille glatt und rein geworden, die anfangs zurückgebliebene Mißfärbung der Haut schwand von Tage zu Tage mehr und machte dem normalen Aussehen Platz. Es wurde betont, daß diese Wirkung der Röntgen-Strahlen offenbar eine chemische wäre und auch durch abgekühltes konzentriertes Sonnenlicht oder durch elektrisches Vogenlicht hervorgerufen werden könnte. Die Röntgen-Behandlung besitzt aber den Vorzug, daß sie sich gleichzeitig auf größere Gebiete der Haut erstrecken kann, während das Lichtverfahren nur kleine Hautstellen in Anspruch zu nehmen vermag. Wie ein anderer Wiener Arzt bemerkt, nimmt infolge dessen das gewöhnliche Lichtverfahren bei einer umfangreichen Hauterkrankung zuweilen 1—1½ Jahre in Anspruch, liefert dann allerdings sehr gute Ergebnisse. Von dritter Seite wurde darauf hingewiesen, daß die Röntgen'sche Bestrahlung eine gewisse Hebung erforderte, daß aber die vielbesprochene schädliche Wirkung dieser Strahlenart auf die menschliche Haut auf Grund der heutigen Erfahrungen bereits vermieden werden könnte, der Arzt müßte die Kraft der angewandten Elektrizitätsquelle genau kennen und bei der geringsten Blutüberfüllung die Bestrahlung aussetzen. Zufällig beschäftigte sich auch das Wiener medizinische Doktorenkollegium in seiner Versammlung vom 14. d. M. mit demselben Gegenstande, und auch hier wurden in ähnlicher Weise die Erfolge der Röntgen'schen Strahlen betont. Endlich ist noch zu erwähnen, daß in der letzten Sitzung der Wiener Dermatologischen Gesellschaft Professor v. Hebra über eine neue Behandlungsweise des Lupus, die sich in 6 Fällen ausgezeichnet bewährt hat, berichtete; sie bestand einfach in einer Waschung der erkrankten Hautstellen mit absolutem Alkohol, die am besten alle zwei Stunden wiederholt und mittels eines Wattebäumchens ohne zu reiben vorgenommen wird.

Aus dem Pflanzenleben.

— Blättermenge und Zuckergehalt der Rüben. Direktor S. Briem hat in dem „Zentralblatt für Zuckerindustrie“ den theoretischen Nachweis geliefert, daß nur die Blätter, als mit ihrem Chlorophyll-Apparate dem Einflusse des Lichtes ausgefetzt, diejenigen

Organe bei der Rübenpflanze sind, in welchen der Zucker erzeugt und durch Umwandlungsprozesse durch die Blattrippen und durch die Blattstiele dem Wurzellörper der Rübe zugeführt wird. Also werden unter gleichen Boden- und klimatischen Verhältnissen und unter gleichgebildeten Struktur-Verhältnissen der Chlorophyllkörper in den Blättern diejenigen Rübenforten mehr Zucker hervorbringen, welche auf die Einheit des Wurzelgewichtes mehr Blattoberfläche in ihrer Blattkrone aufweisen. Diese theoretisch begründete Behauptung wird nun von Prof. Maerder zahlenmäßig belegt. Auch dieser Gelehrte erklärt in dem ersten Bericht über die Versuchswirtschaft Landstädte in der Provinz Sachsen, daß die Blattmenge verschiedener Rübenforten unzweifelhaft prinzipielle Unterschiede aufweist, und daß ein nicht zu leugnender Zusammenhang zwischen Blattmenge und Zuckergehalt der Rüben existirt. Auf 17¼ Morgen Landes sind in Landstädte sieben verschiedene Rübenforten zum vergleichenden Anbau gelangt. Stellt man nun die bei der Ernte erhaltenen ziffermäßigen Ergebnisse im Zusammenhange zwischen Blätterreichtum und Zuckergehalt der Rüben zusammen, so ergeben sich bei den sieben verschiedenen Sorten erhebliche Unterschiede, wie folgende Zahlen lehren:

Sorte	Blätter-Ernte vom Hektar	Zucker in der Rübe
1.	137,5 Dopp.-Ztr.	17,45 pCt.
2.	134,8	17,30
3.	131,5	17,35
4.	128,7	17,97
5.	104,9	16,78
6.	104,7	16,90
7.	97,0	14,80

Bei der Blatt-Ernte stellt sich also ein Unterschied von 40½ Doppel-Zentnern auf den Hektar zwischen der blätterreichsten und der blätterärmsten Rübe heraus, und der Zuckergehalt der letzteren ist auch der geringste von allen sieben Sorten; er beträgt nur 14,80 pCt. gegen 17,45 pCt. bei der blätterreichsten Sorte.

Humoristisches.

— In einem Reisebureau. „Darf ich Sie einen Augenblick stören? — (Kommiss giebt keine Antwort). — Könnte ich wohl hier eine Auskunft in Angelegenheit eines Rundreisebillets erhalten?“

„Ja, zum Teufel, können Sie denn nicht lesen, was draußen steht: daß jede Auskunft mit Vergnügen erteilt wird?“ —

— Ein tüchtiger Diener. Junger Arzt: „Was war das für eine Dame, mit der Sie sich auf der Treppe unterhielten... ist sie krank?“

Diener (püffig): „Nein, aber ich hab's ihr eingeredet!“ —

— Kleiner Irrthum. Der Glasbauer wird nachts durch Feuerlärm aus dem Schlaf geweckt. Es brennt bei ihm — die Pflanzen schlagen bereits zur Thüre herein. Im Schreck und in der Eile, zu entkommen, zieht er seine Hose verkehrt an und springt zum Fenster hinaus. „Nun, Michel“, fragt ihn der außen stehende Pfarrer theilnahmsvoll, „Ihr habt Euch doch nichts gebrochen?“ — „Nein, Hochwürden“, sagt Michel, noch ganz verwirrt von dem gehaltenen Schreden, an sich hinuntersehend; „brochen is, denk' i, mi; i' glaub' aber, i' hab' mir bei'm Auspringen was verdreht!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In einem Unfall von religiösem Wahnsinn stürzte sich die Frau eines Kellers in Hamburg aus einem Fenster des vierten Stocks. Sie war sofort todt.

— Die Gattin eines wegen mehrerer Wollbiefstahle verhafteten Tuchfabrikanten in Forst i. d. L. sprang von einer Brücke ins Wasser und ertrank.

— Die größte Tanne Deutschlands soll in Thüringen und zwar auf dem Wurzelberg bei Rauhütte stehen; sie ist tabellos im Wuchs und grün bis zum Gipfel. Ihr Alter ist 450 Jahre. Sie ist 44,30 Meter hoch und hat bei 0,60 Meter Höhe einen Durchmesser von 2,45 Meter. Ihr Schaftinhalt beträgt 62,33 Kubikmeter.

— In Rodenkirchen bei Adm spielte der zwölfjährige Sohn eines Bäckermeisters mit einem geladenen Gewehr und zielte damit auf seine fünfjährige Schwester. Das Gewehr entlad sich, und das Kind stürzte, in den Kopf getroffen, todt zusammen.

— Ein kleiner bunter Luftballon, wie er als Spielzeug für Kinder dient, flog im August d. J. in Wauberg mit einer Karte, auf der die Adresse des Eigentümers stand, auf. Dieser Tage traf die Karte aus Sunderland (England) wieder in Wauberg ein. Dort war sie mit dem Ballon gefunden worden.

— In Mülhausen i. E. erschoss ein Melur seinen Stubenältesten, einen Gefreiten. Er hatte mit älteren Soldaten in der Kantine gefessen und Reservelieder mitgesungen und sollte nun auf der Stube von ihnen Prigel erhalten. Er legte sich dort mit einem Messer zu Wehr und traf den Vordersten ins Herz.

— In Leibitz (Anhalt) sind 20 Wohnhäuser und 27 Scheunen niedergebrannt.

— Der Dampfer „Treasury“, von Galveston mit 6881 Ballen Baumwolle nach Bremen unterwegs, ist mit brennender Ladung im Hafen von New-York eingelaufen.